

Wer die Medien hat, hat das Sagen?

Religiöse Kommunikation im Umfeld einer Kultur der Digitalität

Wolfgang Beck

Gesellschaftliche Beschleunigungseffekte der Spätmoderne sind insbesondere im Kommunikationssegment der Social Media ablesbar, in dem die Innovationsgeschwindigkeit und die Abfolge von Trends besonders schnell verlaufen. Es ist zugleich jedoch Indiz für eine fortschreitende Unübersichtlichkeit, die zwar für demokratische Gesellschaften unausweichlich ist, in der Menschen aber auch Überforderungserfahrungen machen. Denn selbst der Versuch, die von Hartmut Rosa analysierten Beschleunigungsprozesse und den Wandel von intergenerationalen zu intragenerationalen Lernprozessen in die Gegenüberstellung von „digital natives“ und „digital immigrants“ zu überführen, kann kaum überzeugen und gilt als zu unterkomplexes Deutungsschema. Zu heterogen sind die milieu- und altersspezifischen Nutzungsverhalten, als dass mit unterkomplexen Schematisierungen tragfähige Analyseinstrumente entwickelt werden könnten. Es ist eben eine Herausforderung für Menschen aller Altersstufen wie auch verschiedener Regionen, Kulturen und Milieus, sich auf dem aktuellen Stand medialer Entwicklungen zu halten. Deshalb gilt der Bereich digitaler Medien als herausragendes gesellschaftliches Segment, in dem sich Prozesse der Postmoderne erkennen lassen.

1. Gesellschaftsprägende Effekte von Medien

Dass Medienthemen weit mehr sind als bloße Medienthemen (!), wird in den gesellschaftlichen Effekten ablesbar, die in der Regel mit den kulturtheoretischen Analysen des Buchdrucks verbunden und mit dem Deutungsmuster der „Gutenberg-Galaxis“¹ von *Marshall McLuhan* bearbeitet werden. Die Etablierung des Buchdrucks zeigte wie kaum etwas zuvor, welche enormen gesellschaftsprägenden Effekte von Medien ausgehen können. Ähnliches lässt sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem Entstehen von Massenmedien sagen, die gerade aufgrund ihrer gesellschaftlichen Effekte im Kontext von propa-

¹ McLuhan: Gutenberg-Galaxis. Entstehung des typographischen Menschen (2011), S. 13.

gandistischer Nutzung größte Bedeutung entfalteten. In dieser Hinsicht kann insbesondere vom 19. bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts („Pianische Epoche“) von einer Blütezeit katholisch-konfessioneller Medienarbeit als Bestandteil der ultramontanen Kirchenkonzeption gesprochen werden. Die Entstehung einer ganzen Fülle von Printmedien diente insbesondere der kirchlichen Stabilisierung der eigenen Milieukonzeption. Im Stil der Belehrung und Disziplinierung wurden Massenmedien als katechetische Instrumente für den binnenkirchlichen Bereich entdeckt und mit großem Aufwand etabliert.

Schon früh ist über den kirchlichen Bereich hinaus sichtbar, dass Massenmedien, insbesondere Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen, umfassende gesellschaftliche Bedeutung als politische Instrumente haben – sowohl als Mittel der Stabilisierung herrschender Systeme wie auch ihrer Destabilisierung.

Vor diesem Hintergrund ist auch in der Untersuchung digitaler Medien zu Beginn des 21. Jahrhunderts nach deren gesellschaftlichen Wirkungen zu fragen. Dies ist umso dringlicher, je stärker Digitalität zu einem Muster wird, das alle Gesellschaftsbereiche prägt (Stichwort „Digitalität der Dinge“) und eine „Kultur der Digitalität“² (*Felix Stalder*) begründet. Deren Eigenarten sind sicherlich noch nicht abschließend einzuordnen, werden von *Felix Stalder* aber insbesondere in Fragen der Referentialität und Fragmentierung von Inhalten, in neuen Formen von Gemeinschaftlichkeit (umfassende Partizipationsofferten) und in der Algorithmizität ausgemacht.

Die Vernetzungen von privaten Haushaltsgeräten mit der Präsenz am Arbeitsplatz und modernen Transportmitteln steigert bzw. potenziert die komplexen Strukturen individuellen und gesellschaftlichen Lebens. Bestehende bipolare Ordnungsmodelle werden dabei relativiert und zunehmend obsolet. Dies gilt etwa für die Abgrenzung von Privatheit und Öffentlichkeit sowohl als zeitlicher wie auch als örtlicher Formation. Dies kann als Beispiel für die „Verflüssigung“ (*Zygmunt Bauman*) bisheriger Ordnung verstanden werden, mit der sich eine Potenzierung von Gestaltungsoptionen wie auch Verunsicherungen ergeben.

2. Das machtförmige Bemühen um Kontrolle

Digitale Medien, insbesondere Social Media sind jedoch nicht nur vielfältig, sie erzeugen auch ihrerseits Vielfältigkeit und Unübersichtlichkeit. Das hat der Kommunikationswissenschaftler *Bernhard Pörksen* mit seiner Untersuchung zu religiösen Autoritäten gezeigt.³ In einer vordigitalen Gesellschaft ist der Kreis

² Stalder: Kultur der Digitalität (2016), S. 13.

³ Pörksen: Entzauberte Gurus (2017), S. 50.

derer, die sich kritisch mit Autoritätsstrukturen befassen können, relativ klein und meist auf das Segment des Journalismus mit entsprechenden Instanzen als „Gatekeeper-Funktion“ beschränkt. Mit Hilfe der Social Media und ihren Demokratisierungseffekten vervielfältigt sich die Zahl der publizierenden Akteur*innen. Es vervielfältigen sich aber auch die Kontrollmöglichkeiten gegenüber denen, die aufgrund eines Amtes oder einer öffentlichen Funktion besondere Autorität zugesprochen bekommen. Autoritätspersonen, deren persönlicher Lebensstil nicht mit dem Anspruch ihres öffentlich kommunizierten Parteiprogramms, ihrer religiösen Positionierung oder ihres moralischen Anspruchs übereinstimmt, sondern durch Widersprüche gekennzeichnet ist, werden in der Regel schnell durch die Mechanismen der Social Media als unglaubwürdig entlarvt und dementsprechend demontiert. Auch mit diesen „Demokratisierungseffekten“ entsteht zusätzliche Unübersichtlichkeit, weil das Unterhalten und Stabilisieren einer Autoritätsposition aufwendiger und einer kontinuierlichen, dezentralen Kontrolle unterworfen wird. Autoritätspositionen geraten unter diesen Vorzeichen permanenter Überprüfbarkeit unter „panoptischen Stress“ (*Michel Foucault*)⁴.

Medien kommen immer eine Reihe weiterer Funktionen zu, von denen hier nur die der Speicherung und Archivierung benannt sein sollen. Diskutiert wird dies im Zusammenhang mit Digitalisierung in der Regel unter dem Stichwort der „Big Data“. Die elektronischen Fußspuren, die alle Nutzer*innen in ihrem Medienverhalten produzieren, sind umfangreich und werden gerade durch das Phänomen der Permanenz⁵ als Überschrift für die im Kontext der Digitalität entstehenden Zeit-Formationen massiv gesteigert. Gleichzeitigkeit ist die bestimmende Kategorie dieser Zeit-Formationen und in ihrem Verbund die permanente Offerte des bereits Gedachten, Gesagten und Formulierten. Die Archivierungsfunktion, die unter dem Vorzeichen der Kontingenz der Speichermedien alle Medien kennzeichnet, wird in der Digitalität also durch die orts- und zeitunabhängige Verfügbarkeit ergänzt. Ihre Ambivalenz wird in der bedrohlichen und als unbarmherzig empfundenen Erinnerungskraft im Blick auf Peinlichkeiten sichtbar. Gerade die Dezentralität und die Erwartung an die permanente Verfügbarkeit der Informationen minimieren das Risiko des Datenverlustes als zentrales Bedrohungsszenario

⁴ Foucault: Überwachen und Strafen (2016), S. 279.

⁵ Ball: Pausenlose Gesellschaft (2014), S. 21: „Die digitale Permanenz ist deshalb nichts anderes als der Ausdruck einer neuen und nunmehr anderen, dritten Form der Zeitwahrnehmung und eines neuen Zeitverständnisses. Sie ist ein neuerlicher Wechsel in eine andere Zeitwahrnehmung im Zeitalter der digitalen Information und Kommunikation.“

des Archivs, verstärken ihre Dominanz gegenüber der Bibliothek⁶ und lassen unvorstellbare Datenberge entstehen, bei denen die Handhabung und Strukturierung der Datenmenge zur entscheidenden Kompetenz wird.⁷ Es ist ausgerechnet ein Archivar, *Rafael Ball*, der diese Totalität des Erinnerns kritisiert. Haben im Blick auf Nachrichten Journalist*innen und Redaktionen ihre Gatekeeper-Funktion eingebüßt⁸, gilt dies bei wissenschaftlichen Informationen für Archive und Bibliotheken. Für die Theologie sind diese Verschiebungen und Machtverluste, die sich durch die Permanenz und Verfügbarkeit der erinnerten Informationen ergeben, in ihrer Konsequenz noch kaum absehbar. Wenn aber das totale Erinnern als alltägliche Selbstverständlichkeit und das totalisierende Erinnern als Bedrohung empfunden wird, kommt dem Christentum in einem seiner zentralen rituellen Vollzüge das positiv konnotierte Verständnis vergegenwärtigenden Erinnerns zunehmend abhanden. Es ist also durchaus plausibel und nachvollziehbar, auf die hier nur angedeuteten Entwicklungen technischer und gesellschaftlicher Art in einer von Ressentiments bestimmten Abwehrhaltung zu reagieren, wie es beispielsweise bei dem Berliner Philosophen *Byung-Chul Han* zu beobachten ist.⁹ Neben den indoktrinativen Ansätzen auf der Grundlage eines vereinfachten Medienbegriffs haben die Abwehrhaltungen gerade im kirchlichen Raum große Wirkung und stellen zugleich eine massive Abkehr von der konziliaren Selbstverpflichtung zu zeitgenössischer Solidarität dar.

Am deutlichsten sichtbar ist der von Ressentiments geprägte Blick auf die zeitgenössischen Medien im Raum der katholischen Kirche noch einmal in dem Konzilsdokument *Inter mirifica*¹⁰ zum Ausdruck gebracht. Der Kontrast zu den späteren Konzilsdokumenten, wie vor allem der Konzilskonstitution *Gaudium et spes*, könnte kaum größer sein. So repräsentiert *Inter mirifica* ein vormoderndes Medienverständnis, das sich immer wieder in kirchlichen Verlautbarungen und Statements findet. Diese Ansätze gehen von der Annahme einer exponierten kirchlichen Autoritätsposition gegenüber Medien und ihren Träger*innen aus und lassen immer wieder Tendenzen der Abkehr vom An-

⁶ Brandtner: Wandel – Krise – Transformation (2015), S. 77: „Denn in der postmodernen bzw. postindustriellen Informationsgesellschaft ist mit dem Entstehen eines digitalen Informationsmarktes, auf dem die Bibliotheken ihr Informationsmonopol angesichts ausgeprägter Konkurrenz verloren haben, der traditionelle bibliothekarische Geltungsanspruch nachhaltig relativiert.“

⁷ Lanier: Wenn Träume erwachsen werden (2015), S. 102.

⁸ Pörksen: Die große Gereiztheit (2018), S. 167.

⁹ Han: Austreibung des Anderen (2016), S. 54: „Heute entsteht eine neue Form von Entfremdung. Es handelt sich nicht mehr um die Entfremdung von der Welt oder von der Arbeit, sondern um eine destruktive Selbstentfremdung, nämlich Entfremdung von sich selbst. Diese Selbstentfremdung findet gerade im Zuge der Selbstoptimierung und Selbstverwirklichung statt.“

¹⁰ Beck: Die katholische Kirche und die Medien (2018), S. 81.

spruch auf zeitgenössische Solidarität erkennen. Parallel entstehen im Raum der katholischen Theologie und des Lehramtes positiv zu würdigende, den freien Journalismus wertschätzende Ansätze (etwa mit der Pastoralinstruktion *Communio et progressio* aus dem Jahr 1971). Auf diesen Ansätzen bauen auch zwei Dokumente der Deutschen Bischofskonferenz auf, die sich im 21. Jahrhundert mit den Herausforderungen der digitalen Medien befassen. Dies gilt gerade für das jüngste Schreiben mit dem Titel „Medienbildung und Teilhabegerechtigkeit“ aus dem Jahr 2016, das stark von einer medienpädagogischen Ausrichtung geprägt ist und dabei aber auch die Potenziale digitaler Medien unterstreicht.

Im Ergebnis finden sich kirchliche Verlautbarungen mit unterschiedlichen Ausrichtungen: lehramtliche Äußerungen, die in den neuen Medien lediglich ein hilfreiches Instrument für eine doktrinaire Verkündigungspraxis sehen und sie deshalb nutzen, sich aber nicht weiter darauf einlassen wollen, und zugleich Statements und Positionsbestimmungen, in denen eine solidarische Grundhaltung zur Gesellschaft zum Tragen kommt und Fragen formuliert werden, welche Konsequenzen sich aus der Entwicklung der Digitalität ergeben könnten. Wo jedoch digitale Medien nur genutzt werden sollen, bleibt das Ressentiment gegenüber ihrer Eigendynamik bestehen und zugleich erhält sich der kirchliche Anspruch, selbst als zentrale Kontrollinstanz zu fungieren.

Genau darin wird jedoch auch die Herausforderung der Digitalität sichtbar: Die Kontrolle wird dezentralisiert, die Zahl der Kontrollierten expandiert – aber dieser Prozess lässt sich nicht kontrollieren (was gerade für Diktatoren ärgerlich ist und erstaunliche Kräfte freisetzt).¹¹

Hinzu kommt, dass nicht nur der Kreis der kontrollierenden Akteure vervielfacht wird, sondern ebenso der Kreis der ihrerseits Kontrollierten. Darin liegt für Pörksen die Brutalität der polymorphen¹² Digitalität: Dem Gewinn an Aktionsradien der Einzelnen steht ein Kontroll- und Überwachungsmechanismus aller gegenüber.

Die öffentliche Person erlebt im 20. Jahrhundert, was *Michel Foucault* im Rückgriff auf die Sicherheitsphilosophie am Beispiel des Panoptikums für die Entwicklung des Gefängnisses analysiert hat. Die körperliche Strafe der Marter wird durch die totale Kontrolle ersetzt. Und in dieser Konzeption der „totalen Institution“ und Kontrolle bedarf es – bis hinein in architektonische Konzepte – vor allem der Sichtbarkeit der Einzelnen.¹³ Neben ihrem Poten-

¹¹ Hörisch: Geschichte der Medien, (2016), S. 389.

¹² Pörksen/Detel: Der entfesselte Skandal (2012), S. 37.

¹³ Foucault: Überwachen und Strafen (2016), S. 224: „Der perfekte Disziplinapparat wäre derjenige, der es einem einzigen Blick ermöglichte, dauernd alles zu sehen. Ein zentraler Punkt wäre zugleich die Lichtquelle, die alle Dinge erhellt, und der Konvergenzpunkt für alles, was gewußt werden muss: ein vollkommenes Auge der Mitte, dem nichts entginge und auf das alle Blicke gerichtet wären.“

zial für eine Identitätsinszenierung wird Sichtbarkeit der Person als Element von Kontrollmechanismen bedeutsam.

Die Überwachungsoption setzt in der Moderne vor allem solche öffentlichen Personen unter Druck, deren Autorität auf vormodernen Mechanismen aufbaut: Königshäuser, deren Autorität sich nach dem Verlust ihres politischen Einflusses zumindest noch für einige Zeit aus dem Schema des Geheimnisvollen und Intransparenten speisen konnte, geraten in die Krise und werden mit Skandalen zum Gegenstand der Boulevardpresse, weil sie für jedermann/-frau in fast jeder Lebenslage zum Fotoobjekt degradiert werden können. Und moderne Bischöfe öffnen als Nachfolger der „Kirchenfürsten“ beherzt den Blick in ihre bescheidene Dreizimmerwohnung mit Einbauküche, um sich von den Skandalen vormoderner Hofhaltung zu distanzieren. Beide Beispiele veranschaulichen die Machtverschiebung zu den Vielen.¹⁴

Für den Mechanismus des Überwachens genügt die bloße Vorstellung der Einzelnen, potenziell beobachtet zu sein. So verlagert sich die Disziplinierung der öffentlichen Person in die Person selbst. Sie bedarf keiner äußeren Kontrolle mehr, sondern nur der permanenten potenziellen Kontrolle. Da sich damit auch durchaus problematische Folgen zeigen, liegt es nahe, eher zurückhaltend von „Demokratisierungseffekten“ zu sprechen. So mehren sich die Stimmen, die in der Tendenz zu totaler Transparenz auch eine Gefährdung demokratischer Strukturen ausmachen, wie etwa der Philosoph *Byung-Chul Han*.¹⁵

An der Analyse medialer Kontrollmechanismen in ihrer epochenspezifischen Ausformung zeigt sich ein mit der Wahrnehmung verbundenes Phänomen: Die erfahrene Beobachtung gilt dort, wo sie dem Gestaltungsspielraum der Einzelnen entzogen ist, als Überwachung. Wo sie jedoch zumindest mit der Suggestion der Gestaltbarkeit einhergeht, wird sie zum Spielfeld der Selbstinszenierung. Bei ihr jedoch erscheint vor allem die drohende Exklusion von der Wahrnehmbarkeit als bedrohlich, die eigene Sichtbarkeit wird zum Ausweis eigener Bedeutung. Diese Verschiebung von der bedrohlich kontrollierenden Beobachtung zur sehnsüchtig erhofften Sichtbarkeit, in der das Ideal individueller Wahrgenommenheit entsteht, wurde von *Zygmunt Bauman* als einer der entscheidenden Wandlungsprozesse der postmodernen Medieneffekte markiert:

Da aber der Alptraum des Panoptikums – du bist nie allein – heute als hoffnungsvolle Botschaft wiederkehrt – „Du mußt nie wieder allein (verlassen, übersehen,

¹⁴ Reichert: Macht der Vielen (2013), S. 7.

¹⁵ Han: Transparenzgesellschaft (2017), S. 25: „Der Transparenzgesellschaft erscheint jede Distanz als Negativität, die es zu eliminieren gilt. Sie stellt ein Hindernis für die Beschleunigung der Kreisläufe der Kommunikation und des Kapitals dar. Aus ihrer inneren Logik heraus beseitigt die Transparenzgesellschaft jede Form der Distanz.“

vernachlässigt, überstimmt und ausgeschlossen) sein“ $\rightarrow$, wird andererseits die alte Angst vor Entdeckung von der Freude darüber abgelöst, daß immer jemand da ist, der einen wahrnimmt. Daß diese Entwicklungen und vor allem ihr harmonisches Zusammenwirken zur Beförderung desselben Zwecks möglich wurden, liegt offensichtlich daran, daß heute nicht mehr Inhaftierung und Arrest, sondern Ausgrenzung als schlimmste Bedrohung der existentiellen Sicherheit gilt und als Hauptquelle von Ängsten fungiert.¹⁶

Schon im 19. Jahrhundert und in den Migrationsprozessen der Industrialisierung, erst recht aber seit den 1960er-Jahren, galt die Möglichkeit des Entzugs von der Sozialkontrolle als entscheidender Freiheitsgewinn. Er wurde in den westlichen Gesellschaften möglich, wo es die Freiheitsversprechen des Bildungsaufstiegs, die Multioptionierung individueller Biographiegestaltung, die Neuordnung von Geschlechterkonstellationen¹⁷ (zu denen freilich auch die überraschenden Manifestationen traditioneller Geschlechterkonstruktionen im Bereich der Social Media gehören) und die Unübersichtlichkeit der Städte¹⁸ mit ihren Urbanisierungseffekten¹⁹ gab und gibt. Im Zusammenspiel dieser Faktoren galt die Überwindung der Sozialkontrolle als Ermöglichung von Selbstbestimmung und normabweichender Lebenskonzepte. Erst die Übersteigerung dieser Prozesse in der Postmoderne mit ihrem spezifischen Zusammenspiel von gesteigerter Globalisierung, vielfältigen Migrationsphänomenen und eben jenen Mechanismen der Digitalisierung erzeugt eine Unübersichtlichkeit, in der Freiheitsgewinne als Zumutung, als „Fluidität“ (*Zygmunt Bauman*) oder auch Verunsicherung²⁰ erlebt werden (etwa in der Erosion von Institutionen).²¹

3. Unübersichtlichkeit – die Zumutung der Freiheitsgewinne

Doch was ist zu tun, wenn die Realität und die umgebende Lebenswelt als unübersichtlich, verwirrend und vielleicht sogar tendenziell überfordernd erlebt werden? Ein plausibles Vorgehen ist mit dem Wissenschaftsverständnis der Neuzeit entstanden. Dessen Ideal besteht im Strukturieren des Unübersichtlichen. Die prägnantesten Instrumente sind dafür das Definieren von

¹⁶ Bauman/Lyon: *Daten, Drohnen, Disziplin* (2014), S. 37.

¹⁷ Hipfl: *In Bewegung* (2012), S. 72.

¹⁸ Sander: *Die Zeichen der Zeit und der Stadtbewohner* Gott (2016), S. 130.

¹⁹ Löffeld: *Städtische Verflüssigungen* (2016), S. 119.

²⁰ Pirker: *fluide und fragil* (2013), S. 407.

²¹ Vgl. Bauman: *Das Vertraute unvertraut machen* (2017), S. 134: „Das behauptete Revival von Religion ist kein Revival der großen Glaubensrichtungen, sondern ein Revival des Sektierertums.“

Begriffen, das Bestimmen und Katalogisieren von Arten, das Vermessen und Berechnen des Sichtbaren und das Verstehen von Zusammenhängen.

Diese Vorgehensweisen erzeugen Ordnung in einem Feld größter Unübersichtlichkeit. Damit ist jedoch auch klar, welcher Effekt mit dem Kartographieren und Katalogisieren kollateral verbunden ist: Sie erzeugen Sicherheit, es entstehen quasi Wissensinseln mit verlässlichen Erkenntnissen. Von ihnen aus lassen sich dann weitere Untersuchungen vornehmen. Damit ist für die Wissenschaft ein zentrales Anliegen markiert. Es ist die Erzeugung von Sicherheit durch Ordnen.²² Dieses Vorgehen, Ordnung zu schaffen, um zu sicheren Erkenntnissen zu gelangen, ist ausgesprochen plausibel, so dass seine Schwächen meist nicht mehr im Blick sind. Denn die geschaffene Ordnung ist eine Form der Komplexitätsreduktion, die transparent vorzunehmen und zu kommunizieren ist. Denn die Ordnung ist nicht die untersuchte Realität, sie macht diese nur sichtbar und handhabbar.

Die moderne Wissenschaft, vor allem die Naturwissenschaft, baut damit auf einem impliziten, aber zentralen Versprechen auf: der Stabilisierung und dem Sicherheitsgewinn. Die Postmoderne zeichnet sich nun allerdings einerseits durch Unübersichtlichkeit mit dem Verlust tradiert Strukturen (vgl. z.B. *Armin Nassehi*) und andererseits durch einen Mangel an Instrumenten zur Handhabung dieser Unübersichtlichkeit als Bestandteil einer „Kultur der Ambiguität“²³ aus. Damit deutet sich ein Dilemma an, das gerade in den unterschiedlichen Facetten der Digitalisierung sichtbar wird: Aufgrund gesteigerter Unübersichtlichkeit entsteht trotz technologischen Fortschritts und der Ausichten auf vielfältige Teilhabe und Mitgestaltungsoptionen die Erfahrung von Verunsicherung und Destabilisierung.

Der Blick auf dieses Dilemma erklärt gesellschaftliche Diskurse zu Fragen des Datenschutzes, aber auch der neu entstehenden Exklusionsphänomene. Er kann veranschaulichen, welche Herausforderungen sich mit der Unübersichtlichkeit einer Kultur der Digitalität ergeben. Auch hier wird die Undurchdringbarkeit und Undurchschaubarkeit analog zu einem noch unerforschten Urwald oder einem archäologischen Feld durch Segmente der Sicherheit und Ordnung bearbeitet, in denen ich mich auskenne und in denen sich Klarheit

²² Baecker: Studien zur nächsten Gesellschaft (2007), S. 226–227: „Interessanterweise ist die Wissenschaft damit überfordert, jetzt noch als Prinzip der Ungewissheitsabsorption zu fungieren. Das theoretische Verstehen des bislang Unverständlichen wird heuristisch so unzureichend wie der methodologisch angeleitete Blickwechsel. An die Stelle der Wissenschaft tritt das Design, verstanden als eine experimentelle Praxis der Konstruktion und Erprobung endlicher Schnittstellen in einem endlichen Sein, zu schulen nur noch an der Kunst der serendipity, die davon ausgeht, dass man nicht mehr danach suchen kann, was man dennoch zu finden hoffen kann. Denn unsere Suche findet immer dort statt, wo wir genügend Licht haben; sie orientiert sich an den Ordnungsprinzipien, die es uns erlauben einzuordnen, was wir zu finden glauben.“

²³ Bauer: Vereindeutigung der Welt (2018), S. 13.

erzeugen lässt. Doch was im Erforschen des Unbekannten eine tragfähige Methode ist, kann im Umgang mit Digitalität schnell problematisch werden. Denn hier werden die ersehnten Felder der Ordnung in der Regel durch eine Komplexitätsreduktion gesellschaftlicher Phänomene und Entwicklungen erzeugt, die bei unzureichender Transparenz als Populismus zu bezeichnen sind. So entsteht die groteske Situation, dass sich in einer Kultur der Digitalität populistische Stimmen höchst erfolgreich entwickeln.

Der Wirtschafts- und Politikwissenschaftler *Rames Abdelhamid* schreibt deshalb den Medien neben den klassischen Funktionen der selektiven Bearbeitung von Informationen als Entlastungsfunktion²⁴ (was sie aufgrund der thematischen Prioritätensetzungen schnell unter permanenten Manipulationsverdacht stellt²⁵) auch eine weitere Option als Teil gesamtgesellschaftlicher Aufgabe zu. Neben der individuellen Kompetenzvermittlung, die wir im Raum von Theologie und Kirche klassischerweise in der Medienpädagogik ansiedeln, nimmt *Abdelhamid* die Unübersichtlichkeit als soziales und damit auch kollektives Problem in den Blick und entwickelt daraus den Ansatz der „kooperativen Kompetenzaneignung“²⁶, der an die Begriffe der Sozialität und des „Praktischen Wissens“²⁷ bei *Karl Heinz Hörmig* anknüpfen kann.

4. Gesellschaftlicher Bedarf an Populismen

Natürlich wird gegenwärtig in vielen Fächern und gesellschaftlichen Bereichen über unterschiedliche Spielarten von Populismen nachgedacht. Dabei kommt den politischen Populismen in der Regel eine große Dominanz zu. Ihre Fokussierung verhindert jedoch den differenzierten Umgang mit den Phänomenen. Allein der Versuch, Populismen zu definieren und zu charakterisieren, ist problematisch und gelingt kaum. Prägendes Kennzeichen sind Mechanismen der intransparenten und unsachgemäßen Komplexitätsreduktion. Natürlich brauchen Menschen Komplexitätsreduktionen, um nicht von der Unübersichtlichkeit der Realität und der bloßen Datenmengen von Informationen erdrückt zu werden und stattdessen handlungsfähig zu bleiben. Im Sinne der Elementarisierung gibt es also eine notwendige und verantwortbare Komplexitätsreduktion. Problematisch wird sie dort, wo sie intransparent vorgeht und manipulativ ausgerichtet wird. Gerade auch die Theologie steht dabei vor der Herausforderung, neben der Reflexion politischer Populismen die Analyse

²⁴ Abdelhamid, Unübersichtlichkeit (2017), S. 109.

²⁵ Wallner: Digitale Medien zwischen Transparenz und Manipulation (2018), S. 254–257.

²⁶ Abdelhamid, Unübersichtlichkeit (2017), S. 293–301.

²⁷ Hörmig: Wissen in digitalen Zeiten (2017), S. 69–85.

theologischer Populismen im Kontext religiöser Kommunikation zu thematisieren und zu problematisieren. Dies ist gerade dadurch erschwert, dass (auch theologische) Populismen auf die Erzeugung einer unmittelbaren Plausibilität ausgerichtet sind und damit das eben aufgezeigte Bedürfnis nach Struktur und Klarheit bedienen, indem sie lineare Argumentationsmuster verwenden, die Heterogenität von Meinungen ausblenden, eine Kontinuität von Traditionssträngen suggerieren oder in einfachen Freund-Feind-Schemata agieren. Diese populistischen Elemente behaupten damit ein Sicherheitsangebot, das sie nur um des Preises willen aufrechterhalten können, Abweichendes zu negieren und zu exkludieren.

5. Tastende Versuche religiöser Kommunikation

Doch wie kann religiöse Kommunikation in einer Kultur der Digitalität erfolgen, will sie den aufgezeigten populistischen Tendenzen ausweichen?

Zunächst hat sie sich in der Bestimmung ihres Gegenstands der eigenen Relativität je neu zu vergewissern: Religiöse Kommunikation nimmt den Mund immer zu voll und spricht von einem Gott, dessen Größe jeglichen Kommunikationsversuch übersteigt, wie es das IV. Laterankonzil von 1215 mit dem Motiv der je größeren Unähnlichkeit Gottes bestimmt hat. Zugleich muss religiöse Kommunikation genau dieses Wagnis immer wieder eingehen, wenn sie nicht nur in tiefes Schweigen abtauchen will. Sie lebt von einer behaupteten Sicherheit²⁸, die sie in Gestalt der Theologie immer wieder auch selbst zu dekonstruieren hat.

Diese theologische Notwendigkeit permanenter Selbstdekonstruktion mindert jedoch den Effekt, der der Religion im öffentlichen Raum infolge der Aufklärung zunehmend zugeordnet wurde: Gerade infolge der Läuterung des Religiösen durch die Rationalität wird der religiösen Kommunikation die gesellschaftliche Funktion der Stabilisierung zugeschrieben, die sich insbesondere in den Bereichen von Moral, Erziehung und Wertevermittlung konzentriert.²⁹ Dass sie diese gesellschaftliche Funktion wohl immer nur unzurei-

²⁸ Nassehi: Gesellschaft der Gegenwart (2011), S. 319–320: „Insofern lebt Religion davon, den Gegenstand ihrer Glaubensgewissheit im Ungewissen zu halten, und entfaltet diese Paradoxie damit, Gewissheit im Medium des Ungewissen und Sicherheit im Medium des Unsicheren zu formulieren. [...] Die Reflexion der Religion in Form ihrer Theologie ist letztlich nichts anderes als die kunstvolle Entfaltung des Problems, das Transzendente und Unendliche immanent und endlich kommunizieren zu müssen, was zu einer prinzipiellen Asymmetrie zwischen dem Schöpfer und dem Geschaffenen und damit zwischen dem Original und dem Bezeichneten führt.“

²⁹ Eagleton: Tod Gottes (2015), S. 40.

chend geleistet hat, macht ihre Reste in einem säkularen Umfeld dennoch nicht unattraktiv. Das führt den Kulturphilosophen *Terry Eagleton* zu der Annahme, dass diese Reste bereitwillig von anderen Träger*innen gesellschaftlicher Stabilität übernommen und fortgeführt werden:

Während die Macht der Religion schwindet, werden ihre unterschiedlichen Funktionen wie ein kostbarer Nachlass auf die Erben verteilt. Der wissenschaftliche Rationalismus übernimmt die doktrinaire Gewissheit, die radikalen politischen Strömungen erben den Auftrag, die Welt zu verändern, Kultur im ästhetischen Sinne sichert einen Teil des spirituellen Erlebens. Tatsächlich sind die meisten ästhetischen Ideen (Schöpfung, Inspiration, Einheit, Autonomie, Zeichenhaftigkeit, Offenbarung und so weiter) übernommene Bruchstücke der Theologie.³⁰

Damit wäre ein Prozess des Verlustes beschrieben, in dem sich zugleich positive Freiräume für eine religiöse Kommunikation ergeben, die sich auf die Mechanismen von Digitalität einzulassen bereit ist. Beispielhaft soll dies am Element der Sichtbarkeit und Wahrnehmbarkeit verdeutlicht werden.

An keinem anderen Ort ist das Element des Körpers für christliche Theologie in ihren unterschiedlichen Facetten so bedeutsam und markant wie in dem Motiv des gekreuzigten Christus. Hier wird mit dem Körper zugleich die Erniedrigung des Menschen, sein Schmerz und sein Leiden repräsentiert. Der Mensch, von dem sich der Blick gewöhnlich abwendet und der gesellschaftlich marginalisiert wird, bekommt hier seine Sichtbarkeit. Zwar hat sich diese Sichtbarkeit in ihrer theologischen Dramatik durch die Geschichte christlicher Alltagskultur hindurch mit ihren Herrgottswinkeln und ihrer vielfältigen Kreuzsymbolik domestiziert. Auch deshalb kommt es immer wieder zu einer Deformation, wenn das repräsentierte Leiden innerhalb soteriologischer Ansätze lediglich verallgemeinert und als abstrakt zu behandelnde Frage des Menschseins integriert wird. Diese Deformation ereignet sich schon dort, wo vom Leiden an sich anstatt von dem und der konkreten Leidenden gesprochen wird. Wie konkret die Repräsentanz der Einzelnen mit ihrem Leid im Kreuz zu denken ist, hat *Elie Wiesel* mit der Erzählung vom erhängten Jungen in Auschwitz als Repräsentanz des leidenden Gottes gezeigt.³¹

Die mit dem Körper verbundene Sichtbarkeit erfährt in der Moderne einen markanten Bedeutungswandel.³² Diesen Wandel hat einerseits *Michel Foucault* auf dem Feld der Justiz mit der Verschiebung von der Marter zur Überwachung nachgezeichnet. Die Sichtbarkeit des Körpers wird dabei zum entscheidenden Element panoptischer Überwachung und Kontrolle: Was

³⁰ Ebd. S. 214.

³¹ Wiesel: *Die Nacht* (2013), S. 95.

³² Vgl. zu den Wandlungsprozessen in Umgang und Bedeutung der Sichtbarkeit des Körperlichen als „body turn“ in der Soziologie der 1970er- und 1980er-Jahre: Gugutzer: *Soziologie des Körpers* (2015), S. 50.

sichtbar ist (und sei es nur potenziell beobachtet), wird diszipliniert³³, handhabbar und gestaltbar. Hier wird das bedrohliche Element der körperlichen Sichtbarkeit erkennbar.

Andererseits gibt es parallel auch die Sichtbarkeit des Körperlichen, die im Zuge der Massenmedien zum Element der Propaganda wird. Die Sichtbarkeit wird also zur Grundlage von Machtstabilisierungen: Diktatoren werden mit ihrem Bild in die Herrgottswinkel aufgenommen, stehen als übergroße Plastiken auf den Marktplätzen oder lassen sich bei öffentlichen Akten und Einweihungsfeiern überall im Land fotografieren und filmen. Darin wird erkennbar, dass sich Macht im 21. Jahrhundert nicht mehr durch Entzogenheit, sondern durch Sichtbarkeit als Präsenz an möglichst vielen Orten und zu allen Zeiten manifestiert. Diese Verschiebung setzt sich in den demokratischen Gesellschaften bis hinein in die bemüht wirkende Sichtbarkeit von Entscheidungsträger*innen in Talkshows fort: Wer etwas zu sagen haben will, muss sich zeigen – möglichst häufig und überall. Diese umfassende, vielfach entgrenzte Präsenz und Sichtbarkeit ist nach Michel Foucault zentrales Element der „Menschenregierungskünste“ in der Moderne und findet in der kirchlichen „Pastoralmacht“ ihre prägnanteste Ausgestaltung. Diese Pastoralmacht bedarf einer Überwachungs- und Wissensstruktur: Der/die Eine muss überall sein und alles sehen, die Vielen aber müssen begrenzt und lokalisierbar sein.³⁴

An dieser ambivalenten Bedeutung des Verhältnisses von Sichtbarkeit in der Moderne knüpfen Diskussionen um Fragen der Digitalität im 21. Jahrhundert an. Es fällt auf, dass dabei Fragen der Kontrolle und der Sicherheit³⁵ in den medienethischen Debatten eine dominierende Rolle einnehmen. Dabei wird abgewogen, ob die Kontrollmacht der Vielen (*Ramón Reichert*) gegenüber den Autoritäten Ausdruck von Demokratisierungseffekten sein könnte oder doch die Kontrolle der Vielen durch Konzerne und Geheimdienste eher demokratiefährende Züge trägt.³⁶

³³ Gehring: Das invertierte Auge (2017), S. 21–41.

³⁴ Bröckling: Von Hirten, Herden und dem Gott Pan (2017), S. 15–44, 21: „Eine solche Regierungskunst benötigt und generiert einen ebenfalls sowohl totalisierenden als auch individualisierenden Willen zum Wissen: Der Hirte muss seine Schäfchen jeden Tag von Neuem zählen, um sicherzustellen, das(s) keines fehlt [...]“

³⁵ Vgl. Ammicht Quinn/Nagenborg: Was ist „zivile“ Sicherheit? (2014), S. 259: „Für eine Sicherheitsethik ist es auf einer ersten Ebene nicht nur sinnvoll, sondern gesellschaftlich gefordert, Kontroll- und Überwachungstechnologien, die Sicherheit herstellen oder vergrößern wollen, ethisch zu reflektieren.“

³⁶ Matzner: Demokratie und Sicherheit (2014), S. 107: „Es sind gerade die Momente, in denen eine demokratische Betätigung mit Unsicherheit verbunden sind, die gemeinhin als Gefährdung der Demokratie gesehen werden. Somit ist Sicherheit nicht nur eine Aufgabe, sondern auch ein Bedarf der Demokratie. [...] Letztendlich lassen sich beide Fragen nicht voneinander trennen. Denn wenn die Sicherheit eine Aufgabe der Demokratie ist, dann hat diese auch für ihre eigene Sicherheit zu sorgen. Die Erfüllung dieses Bedarfs bringt dann eine

Beide Elemente, die Kontrolle durch Sichtbarkeit und die Bedeutungssteigerung durch Sichtbarkeit, scheinen widersprüchlich, zumindest aber ambivalent zu sein.

Im Blick auf religiöse Kommunikation unter den Vorzeichen der Digitalität erzeugt diese Bedeutung der Sichtbarkeit markante Erwartungen. So fungieren Formate der Social Media als „phatische Kommunikation“ (Gunter Dueck), also als Beziehungspflege.³⁷ Und Informationsangebote stehen sehr viel stärker, als dies noch bei den klassischen Massenmedien der Fall war, unter dem Interesse eines persönlichen Beziehungsangebotes: Es gibt keine Sachinformation ohne die Person, von der sie vorgestellt und vertreten wird.

Medien würden verkürzt verstanden, wenn sie lediglich als Transportmittel von Informationen verstanden würden. Es kann erstaunen, wie hartnäckig sich diese längst überwundenen Verkürzungen im Raum der Kirche nach wie vor halten können. Digitale Medien verstärken die Tendenz, dass es keine Information und keine Kommunikation ohne Beziehungsangebote und damit ohne Sichtbarkeit der Akteur*innen geben kann.

6. Alternativen zu doktrinen Verkündigungskonzepten?

Es gehört zu den kommunikationstheoretischen Grundlagen, dass Informationen je neu in den Adressat*innen entstehen, also mit einer Erfahrung der Entmachtung der Sendenden verbunden sind.

Ein Verständnis religiöser Kommunikation, das nach dem Schema doktrinär zu instrumentalisierender Massemedien gepflegt wird, ist zu diesem Medienverständnis weitgehend inkompatibel. Im Raum der Kirche (nicht nur der katholischen) gibt es im Umfeld eines entsprechend doktrinären Missionsverständnisses zahlreiche Beispiele für derartige Versuche. Sie entwickeln in eng begrenzten gesellschaftlichen Segmenten, vor allem im binnenkirchlichen Raum, Beliebtheit und werden meist mit einer massiven Normativität aufgeladen. Das befreit diese Ansätze der Missions-Rhetorik jedoch nicht von ihrer Inkompatibilität gegenüber einer Kultur der Digitalität.

Wie sähe aber eine Alternative aus? Ich meine, dass sie einerseits mit dem Motiv des Spielerischen zu bestimmen wäre, wie es von *Karl Heinz Hörning* in den Technik-Diskurs eingebracht worden ist.³⁸ Wenn im 20. Jahrhundert in

potenzielle Einschränkung – oder je nach Sichtweise sogar eine Gefährdung – der Demokratie mit sich, wenn bestimmte demokratische Prozesse selbst als Sicherheitsrisiko gelten.“

³⁷ Simanowski: Facebook-Gesellschaft (2016), S. 147.

³⁸ Hörning/Ahrens/Gerhard: Vom Wellenreiter zum Spieler (1996), S. 18: „Mit seiner eigenwilligen Einbindung von Technik gelingt es dem ‚Spieler‘, gegenüber den ‚großen Entwürfen‘ von Technik Gelassenheit zu demonstrieren. [...] So ist die Technik in ihrer

den Erziehungswissenschaften das Bewusstsein dafür entstanden ist, dass das Spiel zu den wichtigsten Formen der Aneignung von Wissen und praktischer Kompetenz zu zählen ist, wäre eine Grundhaltung des Spielerischen für eine Kirche, die sich mit *Gaudium et spes* 44 als lernende versteht, im zentralen Feld ihrer Glaubensverkündigung zu realisieren. Damit wäre ein erstes Element einer religiösen Kommunikation benannt, die sich nachhaltig auf Strukturen des Digitalen einlässt. Das „Motiv des Spielerischen“ ermöglicht eine konzeptionelle Integration des Chaotischen, des Verzichtes auf strategische Engführungen und die positive Würdigung einer konsequenten Dezentralität des Kommunikationsgeschehens. In ihm lösen sich die klaren Rollenzuschreibungen von Lehrenden und Lernenden, Sender*innen und Empfänger*innen, aber auch von innerkirchlichen Dichotomien von Rechtgläubigen und Abtrünnigen, von Sicherem und Suchenden auf.

Aufgrund dieser Dekonstruktion scharfer Abgrenzungen zur bloßen Stabilisierung der eigenen Organisation ist das „Motiv des Spielerischen“ zudem mit einem konsequenten Ernstnehmen der Dialogizität in Verkündigungsprojekten verbunden. Darin entspricht sie einem zentralen Element des Digitalen und würdigt eine sich daraus ergebende Erwartungshaltung.

Eine kirchliche Verkündigungspraxis als zeitgemäße Form religiöser Kommunikation würde die Partizipationsofferten einer Kultur der Digitalität dergestalt ernst nehmen, dass sie selbst dialogische Elemente in all ihre Vollzüge integriert und so zu einer Grundhaltung des Dialogischen werden lässt.³⁹ Eine religiöse Kommunikation in der Grundhaltung des Dialogischen wird nicht nur auf machtförmige Strukturen verzichten, mit denen Kommunikationsprozesse strategisch ausgerichtet werden (quasi in oberflächlicher Marketing-Manier). Sie wird sich nicht darauf begrenzen, selbst Kommunikationsprozesse zu gestalten, sondern sich selbst von diesen gestalten lassen. Sie wird sich

spezifischen Formung auf der einen Seite Ordnungsgarant dieser Lebensstilarrangements. Auf der anderen Seite ist sie Initiator für Wandel und fungiert gleichsam als ‚Kontingenzlieferant‘. Über die Technikaneignung des ‚Spielers‘ gerät das lebensstilspezifische Ordnungsgefüge in Bewegung.“

³⁹ Es erscheint erstaunlich, dass der Kommunikationstheoretiker Pörksen gerade im Journalismus die entscheidende Kontrollinstanz einer digitalisierten Gesellschaft ausmacht und darauf die Utopie einer „redaktionellen Gesellschaft“ aufbaut. Hier genügt der Hinweis, dass in dieser Konzeption, in der der Journalismus zu der gesellschaftskonstituierenden Säule avanciert, dieser in Absetzung auch zur religiösen Kommunikation als dialogisch konzipiert wird. Pörksen: Die große Gereiztheit (2018), S. 208: „In der redaktionellen Gesellschaft der Zukunft müssen Journalistinnen und Journalisten ihr Verhältnis zum aktiv und medienmächtig gewordenen Publikum grundsätzlich überdenken, dieses anders entwerfen, sich von der arroganten Simulation von Allwissenheit, der Rolle des Predigers, des Pädagogen und Wahrheitverkünders verabschieden, zum Zuhörer und Moderator und gleichberechtigten Diskurspartner werden. Die entscheidende Umorientierung besteht darin, dass sich Journalistinnen und Journalisten von der Idee der asymmetrischen Belehrung verabschieden.“

also auch aus den Fragestellungen und Problemlagen ihrer Zeitgenoss*innen ihre Themen vorgeben lassen. Sie wird ein positives Verhältnis zu den Unschärfen eigener Identität entwickeln, die sich immer ergeben, wenn nicht mehr klar ist, wem eigentlich Definitionshoheiten über die eigenen Themen zukommen. Solch eine religiöse Kommunikation geht also das Risiko der Unschärfe, des radikal Dezentralen und damit auch des Kontrollverlustes ein, anstatt diese nur vage und ansatzweise in Kauf zu nehmen.

Eine Theologie und eine Kirche, die sich mit ihrer eigenen Verkündigungspraxis als religiöser Kommunikation auf die Kultur der Digitalität einlässt, findet darin einen Ernstfall ihres zeitgenössischen Solidaritätsanspruchs wie auch ihrer eigenen Risikofreude.

Literaturverzeichnis

- Abdelhamid, Rames: Die Unübersichtlichkeit der Demokratie. Ein Dilemma spätmoderner demokratischer Systeme, Bielefeld 2017.
- Ammicht Quinn, Regina/Nagenborg, Michael: Was ist „zivile“ Sicherheit? Auf der Suche nach moralischen Eindeutigkeiten in Grauzonen, in: Ammicht Quinn, Regina (Hg.): Sicherheitsethik, Wiesbaden 2014, S. 253–263.
- Baecker, Dirk: Studien zur nächsten Gesellschaft, Frankfurt am Main 2007.
- Ball, Rafael: Die pausenlose Gesellschaft. Fluch und Segen der digitalen Permanenz, Stuttgart 2014.
- Bauer, Thomas: Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt, Ditzingen 2018.
- Bauman, Zygmunt/Lyon, David: Daten, Drohnen, Disziplin. Ein Gespräch über flüchtige Überwachung, Berlin 2014.
- Bauman, Zygmunt: Das Vertraute unvertraut machen. Ein Gespräch mit Peter Haffner, Hamburg 2017.
- Beck, Wolfgang: Die katholische Kirche und die Medien. Einblick in ein spannungsreiches Verhältnis, Würzburg 2018.
- Brandtner, Andreas: Wandel – Krise – Transformation. Herausforderungen für Universitätsbibliotheken am digitalen Informationsmarkt, in: Ball, Rafael/Wiederkehr, Stefan (Hg.): Vernetztes Wissen. Online. Die Bibliothek als Managementaufgabe (FS Wolfram Neubauer), Berlin/Boston 2015, S. 74–86.
- Bröckling, Ulrich: Von Hirten, Herden und dem Gott Pan. Figurationen pastoraler Macht, in: Ders. (Hg.): Gute Hirten führen sanft. Über Menschenregierungskünste, Berlin 2017, S. 15–44.
- Eagleton, Terry: Der Tod Gottes und die Krise der Kultur, München 2015.
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt am Main 2016.

- Gehring, Petra: Das invertierte Auge. Panopticon und Panoptismus, in: Rölli, Marc/Nigro, Roberto (Hg.): Vierzig Jahre „Überwachen und Strafen“. Zur Aktualität der Foucault'schen Machtanalyse, Bielefeld 2017, S. 21–41.
- Gugutzer, Robert: Soziologie des Körpers, Bielefeld 2015.
- Han, Byung-Chul: Die Austreibung des Anderen. Gesellschaft, Wahrnehmung und Kommunikation heute, Frankfurt am Main 2016.
- Han, Byung-Chul: Transparenzgesellschaft, Berlin 2017.
- Hipfl, Brigitte: In Bewegung – Überlegungen zu einem affektiv-performativen Zugang zu den Gender Media Studies, in: Thiele, Martina/Maier, Tanja/Linke, Christine (Hg.): Medien, Öffentlichkeit und Geschlecht in Bewegung. Forschungsperspektiven der kommunikations- und medienwissenschaftlichen Geschlechterforschung, Bielefeld 2012, S. 71–79.
- Hörisch, Jochen: Eine Geschichte der Medien, Frankfurt am Main 2016.
- Hörning, Karl Heinz/Ahrens, Daniela/Gerhard, Anette: Vom Wellenreiter zum Spieler. Neue Konturen im Wechselspiel von Technik und Zeit, in: Soziale Welt 47 (1996), S. 7–24.
- Hörning, Karl Heinz: Wissen in digitalen Zeiten, in: Allert, Heidrun/Asmusen, Michael/Richter, Christoph (Hg.): Digitalität und Selbst. Interdisziplinäre Perspektiven auf Subjektivierungs- und Bildungsprozesse, Bielefeld 2017, S. 69–85.
- Janier, Jaron: Wenn Träume erwachsen werden. Ein Blick auf das digitale Zeitalter, Hamburg 2015.
- Löffel, Jan: Städtische Verflüssigungen. Die Stadt als Paradigma gegenwärtiger Lebens- und Religiositätsbewegungen, in: IKaZ 2016, S. 117–126.
- Matzner, Tobias: Demokratie und Sicherheit, in: Ammicht Quinn, Regina (Hg.): Sicherheitsethik, Wiesbaden 2014, S. 107–122.
- McLuhan, Marshall: Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters, Bonn 1995.
- McLuhan, Marshall: Die Gutenberg-Galaxis. Die Entstehung des typographischen Menschen, Hamburg 2011.
- Nassehi, Armin: Gesellschaft der Gegenwart. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft II, Berlin 2011.
- Pirker, Viera: fluide und fragil. Identität als Grundoption zeitsensibler Pastoralpsychologie, Ostfildern 2013.
- Pörksen, Bernhard/Detel, Hanne: Der entfesselte Skandal. Das Ende der Kontrolle im digitalen Zeitalter, Köln 2012.
- Pörksen, Bernhard: Die große Gereiztheit. Wege aus der kollektiven Erregung, München 2018.
- Pörksen, Bernhard: Entzauberte Gurus. Die Macht der religiösen Führer schien unumschränkt – bis sich ihre Kritiker und Opfer im Internet zusammenschlossen. Nun stehen die Idole am Pranger. Gut so?, in: Die ZEIT 24 (7.6.2017), S. 50.

- Reichert, Ramón: Die Macht der Vielen. Über den neuen Kult der digitalen Vernetzung, Bielefeld 2013.
- Riederle, Philipp: Wer wir sind und was wir wollen. Ein Digital Native erklärt seine Generation, München 2013.
- Riederle, Philipp: Wie wir arbeiten und was wir fordern. Die digitale Generation revolutioniert die Berufswelt, München 2017.
- Rosa, Hartmut: Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, Berlin 2017.
- Sander, Hans-Joachim: Die Zeichen der Zeit und der Stadtbewohner Gott. Zur urbanen Topologie des christlichen Glaubens, in: Gmainer-Pranzl, Franz/Jacobsen, Eneida (Hg.): Deslocamentos – Verschiebungen theologischer Erkenntnis. Ein ökumenisches und interkulturelles Projekt, Innsbruck/Wien 2016, S. 123–136.
- Simanowski, Roberto: Facebook-Gesellschaft, Berlin 2016.
- Stalder, Felix: Kultur der Digitalität, Berlin 2016.
- Wallner, Regina Maria: Digitale Medien zwischen Transparenz und Manipulation. Internet und politische Kommunikation in der repräsentativen Demokratie, Wiesbaden 2018.
- Wiesel, Elie: Die Nacht. Erinnerung und Zeugnis, Freiburg i. Br. 2013.